

**Zeitschrift:** Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA  
**Herausgeber:** Verein für Schweizerisches Heimwesen  
**Band:** 64 (1993)  
**Heft:** 1

**Artikel:** 125 Jahre Zürcherische Pestalozzistiftung : Splitter aus unserer 125jährigen Geschichte. 3. Teil  
**Autor:** Loosli, Dieter  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-811269>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Splitter aus unserer 125jährigen Geschichte

(3. Teil)

Wenn unser letzjähriger Jahresbericht noch rühmen konnte, dass «in den abgelaufenen vier Jahren nicht ein einziger Zögling der Anstalt entlaufen, sondern Alle sich sofort heimisch in ihr fühlten», so kann der diesjährige nicht gleich Günstiges berichten. Einer nämlich unserer Neuaufgenommenen, schon früh an müssiges Herumschwärmen und an einige damit zusammenhängende arge Fehler gewöhnt, schien sich zwar anfangs nicht übel bei uns zu gefallen, aber bald ward es ihm zu enge und die Sehnsucht nach der früheren Ungebundenheit erwachte mit solcher Macht, dass er – ohne irgend äussere Veranlassung – sein Heil in der Flucht versuchte und erst nach Verfluss etlicher Wochen, nachdem er das Süsse, aber auch den bitteren Nachgeschmack der verbotenen Frucht durchkostet hatte, in äusserst verwahrlostem Zustand in unsere Anstalt zurückgebracht ward. Seither scheint sich dieser Knabe nicht übel anzulassen und wir haben die Hoffnung nicht verloren, dass auch an ihm der gute Geist von Oben in der bessernden und veredelnden Ordnung und Zucht des Hauses sich bewahren werde. – Und dass derselbe in Wahrheit eine Macht, durften wir auch dieses Jahr erfahren; hat doch keine irgend nennenswerthe Ausschreitung irgend eines unserer Zöglinge den Frieden der Anstalt in fühlbarer Weise getrübt!

\*

Fast jedermann glaubt heute zu wissen, in welchem Zeitalter wir leben. Im Atom-, im Automations-, im Weltraumzeitalter. Im Zeitalter der Machtzusammenballung und der Zersplitterung, im Zeitalter der Hetze und des langen Lebens, im kühnsten, im verworrensten, im zielbewusstesten und im ausweglosesten Zeitalter. Wer behaupten wollte, wir lebten im Zeitalter Pestalozzis, würde mitleidig belächelt. Sind wir doch bereits daran, die Lehrer durch Computer zu ersetzen, nötigt uns doch die neue Gesellschaft, dass wir aus jedem Neugeborenen so rasch wie möglich einen Spezialisten machen, wird doch die Wohnstube je länger je mehr zu einem Biedermeier-Idyll. Zwar trägt (wir sehen es auf unseren Sonntagsausflügen) die Erde immer noch Korn und Obst, zwar schwingen Schmiede und Schlosser noch immer ihre Hämmer und die Bäcker backen Brot wie eh und je, zwar lehrt noch manche Getrud ihre Kinder, wie Pestalozzi es meinte – aber ist das alles nicht dem Untergang geweiht?

\*

Die Mitarbeiter des Heims waren im ersten Viertel des Jahrhunderts sehr stark eingespannt in die Arbeit, so stark, dass man heute Mühe hat, sich das vorzustellen. Hausvater und Lehrer hatten 14 Tage Ferien im Jahr. Von Ferien der Hausmutter sprach niemand. Die beiden Lehrer hatten alle 14 Tage ihren freien Sonntag und jede Woche einen freien Nachmittag. Sie hatten sich in die Aufsicht über die freie Zeit der Zöglinge zu teilen, bei Feld- und Gartenarbeiten mitzuhelpfen, waren außerdem zur Hilfe in der Nacht verpflichtet. Als Landwirtschaftshilfe war nur eine Kraft tätig, in der Küche waltete die Köchin, im Haushalt eine Gehilfin. Alle Tage, jahrein, jahraus, kam von Schlieren eine treue Flickerin, alle drei Wochen eine Büglerin, die hauptsächlich die steifen Kragen der grossen und kleinen Männerwelt zu bügeln hatte.

Bei dieser geringen Zahl von Mitarbeitern ergab sich naturgemäß ein sehr enger Kontakt. Waren die Charaktere gut aufeinander abgestimmt, gereichte das Erziehern und Schülern zum Vorteil;

aber wenn sich die Charaktereigenschaften widersprachen, so gab es für beide Teile keine grossen Ausweichmöglichkeiten. Nun – das wäre ja in jeder Familie auch so. Aber das Heim ist eben keine naturgetreue Familie. Die kleine Zahl der Mitarbeiter prägte also stark den Geist im Hause; die besondern Begabungen eines jeden wirkten oft besonders kräftig. Ich denke an die Lehrer, die sich den Pfadfindern, der Malerei, dem Gesang, der Vogelzucht und sogar dem Heilpflanzensammeln verschrieben hatten, ganz zu schweigen von jenem, der sich eine Witzsammlung zugelegt hatte und jeweils beim Essen seine neuesten Funde wiedererzählte. Wie anregend haben sie immer auf die Knaben gewirkt. Viele Mitarbeiter hielten lange Jahre treu durch, andere konnten sich nur schwer in all die Verpflichtungen finden.

\*

In unserem Heime ist die Erziehung ohne Tiere undenkbar. Wohl ist auch schon die Angliederung eines Landwirtschaftsbetriebes an ein Erziehungsheim kritisch betrachtet worden. Nicht diskutierbar ist das Halten von Tieren. Fast täglich ist zu erleben, wie gross und stark die Beziehungen der Zöglinge zu den Tieren sein können. Nicht nur wird den Neuen die Eingliederung ins Heimleben leichter gemacht, auch die Alten bedürfen des Kontaktes. Ist ein Mensch fähig, Beziehungen zu Tieren zu unterhalten, so können meistens auch Kontakte von Mensch zu Mensch hergestellt werden.

\*

Der «Chuchibueb» war während des ganzen Tages in der Küche beschäftigt. Er half der Köchin, hauptsächlich hatte er Holz und Kohle im Holzschoß zu holen, mit der Bäre oder dem Handwagen, und musste es in der Küche aufstapeln. Auch musste er immer wieder Holz und Kohle im grossen, französischen Herde nachlegen. Das Feuer brannte meist von morgens 6 Uhr bis nach Mittag. Dann liess man es ausgehen, damit man in der Küche auch eine freie Zeit bekam. Vor 4 Uhr wurde wieder angefeuert. Am Herde angeschlossen war ein Boiler mit etwa 200 Litern Inhalt. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg wurde die Küche erneuert, ein grösserer Boiler mit Warmwasserleitung in den Speisesaal erstellt, die alten Rauchabzüge, die unter dem Boden durchgingen, verschwanden und mit ihnen die berüchtigten Küchenkäfer: Schwabenhäfer und Russen.

\*

Wie verhält es sich nun mit dem Gespräch zwischen dem Erzieher und dem Kind? Man hat früher – sicher nicht ganz zu Unrecht – dem Heimerzieher vorgeworfen, er nehme sich zu wenig Zeit für das Gespräch mit dem Kind. Oft wird darob vergessen, unter welch ungleich grösserem Arbeits- und Zeitdruck damals gearbeitet werden musste. Es trifft zu, dass der Erzieher heute häufiger mit dem Kind spricht, und die Gespräche sind selbstverständlicher, kameradschaftlicher geworden. Das ist grundsätzlich gut so. Aber auch da muss der Erziehungsaufrag klar im Vordergrund stehen. Endlose Diskussionen, welche zur Verteidigung des eigenen Standpunktes oder zur Umgehung eines Auftrages abgehalten werden, sind nicht gut. Ein Schüler äusserte sich einmal so: «Wenn ich mit meinem Erzieher nur lange genug diskutieren kann, so muss ich meine Arbeit nicht mehr machen.» Könnte zu häufiges Reden, Erwägen und Hinterfragen nicht auch ein

Zeichen von Unsicherheit und fehlendem Mut zum Handeln sein?

\*

Die Fülle der täglichen Arbeit in der Erziehung und im Betrieb brachte es mit sich, dass sich der Arbeitsalltag oft bis in die Nachtstunden hinein ausdehnte. Eine geregelte Arbeitszeit kannte man noch nicht. Heimleitung und Mitarbeiter arbeiteten meistens so lange, wie es eben nötig war. Als in späteren Jahren der Staatsbeitrag an die Heime erhöht wurde und die Begrenzung der Arbeitszeit eingeführt werden sollte, stellten wir fest, dass unser Personal wöchentlich 65 bis 75 Stunden arbeitete. Am Montagmorgen, dem Wäschetag, füllte die Hausbeamtin bereits um 5.30 Uhr den Waschofen mit Holz. Natürlich brannte auch im nahen Stall schon das Licht. Besonders an den Abenden waren oft Arbeiten zu erledigen, wenn die Heimkinder im Bett lagen. Im Nähzimmer rasselte die alte Nähmaschine, mit welcher die Näherin einen Flicken auf eine Buben hose aufnähte. Während der Erntezzeit konnte man die Hausmutter mit der Hausbeamtin und der Köchin spätabends inmitten einer Dampfwolke in der Küche damit beschäftigt sehen, Beeren und Früchte für den Winter in Gläser einzufüllen. Währenddessen arbeitete der Hausvater seine Büropapiere auf.

Wir hatten immer genügend und im Grossen und Ganzen gut zu essen. Verdorben wurde einem die Freude am Essen, wenn ich die Mahlzeit stehend einnehmen musste, was vorkam, wenn mein Verhalten nicht den Erwartungen der Herrschenden entsprach. Noch eine kleine Erinnerung an das Essen: Oberhalb der Stiftung gab es einen Bauernhof, der hatte einen grossen Ententeich. Eines Tages musste oder wollte der Bauer alle seine Enten schlachten, und grosszügig wie er war, kamen wir in den Genuss derselben. Das Rupfen war schon mühsam, aber nachher eine Woche lang Entenbraten, der von Mal zu Mal «besser» wurde, das war schon ein kulinarischer Höhepunkt.

\*

Am 26. April hatten wir eine Rechnungsprüfung. In dieser Prüfung machte ich die Note 6. Dann wurde ich ein wenig schlechter, denn am 13. Mai hatten wir wieder eine Prüfung. Diesmal machte ich die Note -6, weil ich einen kleinen Fehler machte. Und am 1. Juni hiess die Note 5-6, und am 22. Juni machte ich noch einmal die Note 6.

Am Samstag dürfen immer 2 Schüler mit den Computern spielen. Ich und mein Kollege kommen alle zwei Wochen an die Reihe. Am 11. Februar fand eine Realienprüfung statt. Der beste Schüler machte die Note 6, meine Note hiess 5-6. Am Montag, 13. Februar werde ich einen Vortrag über den grossen Panda halten.

\*

Mit um so grösserer Befriedigung notieren wir das unklagbare Verhalten der andern Ausgetretenen in der Nähe und Ferne. – Jener Zögling, der sich eine wissenschaftliche Laufbahn mit spezieller Abzweckung auf Theologie und Kirchendienst vorgesetzt, ist seither ans Gymnasium übergegangen, hat die dortigen Prüfungen zur Zufriedenheit bestanden und geniesst daselbst eines guten Zeugnisses. – Ein Anderer, bis vor Kurzem Handlungsschüler in einem Hause in St. Gallen, hat neulich – mit Vorwissen und Zustimmung seines Lehrherrn und von den Segenswünschen unserer Anstaltseltern und seiner ehemaligen Anstaltsgenossen begleitet – dem Rufe eines Handlungshauses zu Baltimore in Nordamerika unter günstigen Bedingungen Folge geleistet. Mögen diese Jünglinge, vom Geist der Wahrheit geleitet und von einem heiligen Streben nach Vervollkommenung beseelt, ihren unter sich verschiedenen Zielen – und doch am Ende dem Einen Ziele – näher rücken und es dereinst erreichen!

Am Sonntagnachmittag fand zu Ehren des 75jährigen Bestehens der Anstalt, inmitten saftiger Obstbäume und Wiesen, auf dem Schliernberg eine bescheidene Feier statt, an der ungefähr zweihundert Gäste teilnahmen, darunter viele aus der Nachbarschaft. Vertrauensvoll öffneten sich ihnen alle Gebäulichkeiten, um zu zeigen, wie die Knaben basteln und schreinern, schnitzen und auf drei Webstühlen handweben, wobei sie die Wolle der eigenen Schafe und das Flachs der eigenen Erde benutzten. Sie bearbeiteten unter Anleitung der frohmütigen Hauseltern, denen sieben Mitarbeiter zur Seite stehen, auch die grünen Äcker, Bäume und Gärten sowie die Häuser, wenn sie renovationsbedürftig werden. Die Bienen in den Stöcken bieten ihnen ein munteres Beispiel des Fleisses.

Monatslohn der Magd	Fr. 17.-
Taglohn für den Heuer	Fr. 1.-
Taglohn für den Schneider	Fr. 1.60
1 Konfirmandenanzug	Fr. 17.10
1 Paar Badehosen	Fr. -.60
1 Halstuch	Fr. -.40
1 Nastuch	Fr. -.25
1 kg Kuhfleisch	Fr. 1.20
1 kg Käse	Fr. 1.30
1 kg Schabzieger	Fr. -.95
1 kg Reis	Fr. -.55
1 kg Salz	Fr. -.05
1 kg Kaffee	Fr. 2.-
1 kg Zucker	Fr. 1.05
1 kg Teigwaren	Fr. -.80
1 kg Milch	Fr. 10.40
1 Ei	Fr. -.07
Christbescherung (20 Zöglinge)	Fr. 56.35

\*

Die sittliche Weckung und Rettung der einzelnen Zöglinge ist selbstverständlich die wesentlichste und zugleich schwierigste Aufgabe der Anstalt geblieben; und wenn man den sehr heruntergekommenen inneren Gehalt, mit welchem die Knaben gewöhnlich eintreten, und die erstaunlich ungünstigen Verhältnisse, durch welche sie vorher gegangen, ins Auge fasst, so muss es als ein rechtes Gnaden geschenk Gottes angesehen werden, wenn es der gewissenhaftesten Leitung und Aufsicht gelingt, auch nur ordentliche Resultate auf diesem geistigen Ackerfelde zu erzielen. Wir wollen uns darum auch wohl hüten, in selbstgefällige und gloriose Schilderungen über diese Resultate zu verfallen; bleibt es ja doch immer sehr fraglich, ob dabei eine wirkliche innere Wiedergeburt, oder nur die äusserre Gewohnheit der Anstaltsbande vorliege, und ob, wenn diese Bande einmal gelöst werden, nicht der alte Mensch wieder in seiner ganzen Armuth und Verdorbenheit zum Vorschein komme. Es ist somit hier alles nur relativ und problematisch und namentlich wird man es sich immer zu einer Hauptaufgabe machen müssen, die Zöglinge in der Welt und für das Leben, in das sie später doch hinaustreten müssen, naturgemäß und nicht als künstliche Treibhauspflanzen zu erziehen und sie auch nach ihrem Austritt gut zu versorgen und zu leiten. In diesem Sinne dürfen wir aber mit den Resultaten der Erziehung in unserer Pestalozzistiftung zufrieden sein. Wenn bezeugt werden kann, dass in den abgelaufenen 4 Jahren nicht ein einziger Zögling der Anstalt entlaufen, sondern Alle sich sofort in ihr heimisch fühlten, dass böse Exzesse oder auch nur gravierende Fehltritte nicht vorgekommen sind, so legt das für den Geist der Anstalt ein gutes Zeugnis ab und gibt die Zuversicht, dass auch die durch eine traurige Bettlerlaufbahn angewöhnte und noch etwa hervortretende Lügenhaftigkeit und der bisweilen fehlende Sinn

für Ordnung und haushälterisches Wesen durch fortgesetzte Arbeit überwunden werden können.

\*  
Das Heim ist zwar vordergründig eine Lebensgemeinschaft oder gibt zumindest vor, dies zu sein und streicht diese Qualität gegenüber Aussenstehenden auch deutlich heraus, in Wirklichkeit ist es aber eine Arbeitsgemeinschaft, welche sich mit allen Konsequenzen – und einigen Ausnahmen – von einer umfassenden, familienähnlichen Situation abgrenzt.

Viele an sich engagierte Erwachsene grenzen sich von einer tiefen Verpflichtung, von der Hingabe an eine Aufgabe, wie dies noch in kirchlichen Heimen gepflegt wird, durch die Definition von Arbeits- und Freizeit ab – notwendigerweise natürlich. Sie leben ein «Heimfamilienleben» und ein «Privatfamilienleben» oder verstehen das Heim schlicht als Arbeitsplatz für 42 oder mehr Stunden in der Woche und existenzsichernde Institution. Damit aber entziehen wir dem Heim die grundlegende Notwendigkeit, welche den Kindern Geborgenheit und Halt zu geben vermag: die Erziehungsgemeinschaft mit umfassender Verantwortung. Letztlich einzige, welche diese volle Belastung noch übernehmen und zu tragen haben sind die Heimeltern, sofern sie nicht auch Abgrenzungen vornehmen oder sich als Verwalter verstehen. Diese Feststellungen sollen nun bei weitem nicht heissen, dass die Institution Heim nicht trotzdem ihre Berechtigung hat. Sie zeigen lediglich auf, unter welch schwierigen Bedingungen Heimleiterinnen und Heimleiter, zusammen mit dem Mitarbeiterstab, fremde und sehr unterschiedliche Knaben auf ein selbstständiges Leben vorbereiten müssen.

\*

Auf Ostern wurden neun Knaben konfirmiert, die hernach successive austraten. Einer derselben wurde Schriftsetzer und wanderte nach Iowa in Nordamerika aus, wo er sofort sein Brot verdiente. Seinen Briefen zu Folge fühlte er sich dort sehr glücklich. Ein zweiter widmete sich der Seidenfärberei, ein dritter wurde Brauknecht, ein vierter Wagner. Ein fünfter trat in eine Giesserei in Winterthur ein, ein sechster wandte sich der Landwirtschaft, ein siebenter dem Tapeziererberuf, ein achter der Bäckerei, ein neunter der Schreinerei zu. Schon im Januar nahm ein zehnter Konfirmand von uns Abschied und erhielt auf einem trefflichen Bureau Anstellung. Dort kann er unter bester Leitung und Aufsicht Tüchtiges lernen. Zwei von den Ausgetretenen gaben Anfangs viel Mühe und Arbeit, bis sie die neue Freiheit richtig benützen lernten. Leider müssen wir fürchten, dass einer derselben schwerlich je ein ganz braver Mensch werden wird. Unreinlich, boshaft, diebisch, faul, grausam (ein Vogelmörder) und dumm dazu, war er in der Anstalt sehr schwierig zu behandeln. Die übrigen Neuausgetretenen halten sich bis dahin gut, ja einige sind von ihren Meistersleuten als Musterlehrlinge sehr geschätzt.

\*

Nach langem hin und her musste ich nach Knonau in die Pestalozzistiftung. Eine schöne Gegend, das Heim fast neu und viele nette Leute. Ich konnte mich sehr schnell einleben, hatte aber viele Startschwierigkeiten, da ich einer der Kleinsten resp. Jüngsten war, wurde man viel gehänselt und geschlagen. Ich fühlte mich so wohl, da die Gruppenleitung uns Jungs eine richtige Familie ersetzte. Was für mich natürlich neu war, dass jeder ein Ämtli bekam, schon am Morgen vor dem Frühstück.

Gemeinsames Essen am Morgen und Abend in der Gruppenküche, das Mittagessen im grossen Saal. Was mich auch immer wieder freute war, dass man ein Tischgebet hielt. Man lernte, danke zu sagen und bekam so eine Beziehung zur Natur und zu Gott.

Sonntags mussten wir in die Kirche oder Sonntagsschule. Etwa in der halben Wegstrecke von der Stiftung zum Dorf lag ein Schießstand, und da die Schweizer bekanntlich ein wehrhaftes Volk sind und sich am Sonntag in der Kunst des Schiessens übten, brauchten sie jemanden, der ihnen die Löcher, die sie mit mehr oder weniger Zielgenauigkeit in die Scheiben schossen, wieder zuklebte. «Kleuben» sagte man dem. Das Personal für diese Tätigkeit wurde mit Vorliebe bei der männlichen Jugend rekrutiert, also standen die Chancen nicht schlecht, ein solches Ämtli zu ergattern, obwohl ich im Grunde meines Herzens ein überzeugter Pazifist bin. Meistens konnte ich gehen. Verdient hatten wir auch etwas dabei, wieviel weiss ich nicht mehr. Da hockten wir (5–6 Knaben) im Scheibenstand mit Pinsel, Leim und schwarzen Plätzchen versehen und warteten, bis der Zeiger den Schuss gezeigt hatte, dann die Scheibe herunterzog, und wir das Loch zukleben konnten. Das dauerte den ganzen Sonntagmorgen und war sicher auch eine Art von Religionsunterricht.

\*

Das Haus bietet Platz für 40 Knaben im schulpflichtigen Alter. Es werden nur geistig normal begabte Knaben im Alter von mindestens 6 bis höchstens 14 Jahren aufgenommen. Es sind Sorgenkinder, Buben ohne Heimat, aus geschiedenen Ehen oder ausserelich geboren, Buben, deren Eltern keine Zeit zur Erziehung haben, Buben, die in der Schule, zu Hause, auf der Strasse, irgendwie schwierig sind, Einzelkinder, Nervöse, Unstete, Verängstigte, Asoziale. Aus all den schwierigen Elementen soll nun eine Lebensgemeinschaft werden. Erziehung erfordert Gleichmass und Zeit. Wir wollen deshalb auch keine Kuraufenthalte bieten, sondern mit Zeit und Gründlichkeit eine möglichst starke innere Festigkeit erzielen. Die Versorgung dauert in der Regel bis zur Konfirmation.

Die Buben sind in zwei Gruppen eingeteilt, die je von einem Lehrer und einer Erzieherin geleitet werden. Jeder Gruppe steht eine Stube zur Verfügung. Die Gruppierung ist so, dass man wirklich von einem Heim sprechen kann.

\*

Im Herbst kam der Metzger auf den Hof und 1–2 Sauen mussten dann ihr Leben lassen. Die Tiere merkten jedesmal, was los war und schrien fürchterlich, als man sie aus dem Stall holte. Das ganze Prozedere hat mich immer sehr beschäftigt. Für uns absoluter Höhepunkt bei der Metzgete war immer, wenn der Metzger am ausbeineln war, dann fiel immer etwas Fleisch ab, das wir im grossen Waschküchenofen, der mit Holz eingeheizt war, brieten.

\*

Emil ist 16 Jahre alt, er soll im Frühjahr eine Lehrstelle antreten. Er ist der glückliche Besitzer eines Velos, leider fehlt ihm immer noch eine Laterne. Sein erspartes Geld reicht auch nicht, um den Wunsch zu erfüllen, er sollte also vorläufig verzichten. Emil weiss einen andern Weg. Bei einem Besuch zu Hause nimmt er sich von einem fremden Velo eine Laterne. Er wird erwischt, kommt in Konflikt mit der öffentlichen Ordnung und wird schliesslich vor das Jugendgericht geladen. Als ich mit Emil die Angelegenheit besprach, fragte ich ihn, wozu er eine Laterne nähme. Die Antwort war kurz und lautete wörtlich so: «Ich will eine Laterne, ich kann keine kaufen, also nimm ich eine.» Die Folgen seiner Tat will er nicht tragen, er sagt mir in der gleichen Unterredung: «Ich bin nicht schuld, als ich in die Pestalozzistiftung kam, war ich nicht so.» Der unausgesprochene Schluss, den man aus der Unterredung zieht, ist: Die Stiftung ist schuld.

\*

Die Freuden, die uns die Jahreszeiten bescheren, bleiben gewiss bestehen. Die Nutzung durch den menschlichen Geist bringt nur

immer wieder andere Möglichkeiten. Ich denke daran, dass anfänglich nur der Kesslerschlitten winters in Betrieb kam, jedoch schon bald Skis auftauchten, die bei einer Abfahrt am Herrenberg bald in Brüche gingen. Ebenfalls am Anfang des Jahrhunderts tauchte ein Fahrrad auf zur Benützung durch die Buben. Es wurde sehr strapaziert, hielt aber lange durch; es war eine schwere, hohe «Benne». Auch verschiedene Leiterwagen für das Rösslispiel sind mir in Erinnerung. Aus Anlass des Jubiläums im Jahre 1917 errichtete man im oberen Turnplatz einen Rundlauf.

\*

Da man damals weder Traktoren noch grosse landwirtschaftliche Maschinen kannte, mussten die Buben, vor allem während der Erntezeit, viel Arbeit leisten. Sie freuten sich aber auch mit, wenn die Ernte gut unter Dach war. So wurden die Kinder vertraut mit dem Wechsel der Jahreszeiten; sie arbeiteten, sorgten und dankten mit uns. Sie waren dabei bei Aussaat und Ernte, erlebten, wie aus dem eigenen Korn ihr Brot wurde und im Garten das Gemüse und die Beeren reiften. Aus dem selbstgezogenen Flachs woben sie den Stoff für ihre Hemden, die Vorhänge und ihre Bettanzüge und aus der Wolle der Schafe den Stoff für die Hosen. Aus den guten Stämmen der alten Obstbäume entstanden in den Wintermonaten in der einfachen Werkstatt ihre neuen Betten und die Möbel für ihre Spielzimmer. Für manchen grossen Buben war es Ehrensache, mit der Sense mähen zu können und auch ein guter Melker zu sein. Was hätten wir Frauen während des Krieges gemacht ohne sie, als bei den Mobilmachungen alle fünf Männer und die beiden Pferde einrücken mussten?

\*

Günstige Resultate im Ertrage des Gutes sind aber in der That von Nöthen in einer Zeit, wo die täglichen Unterhaltungskosten für die Anstaltsbewohner und die Preise für Bekleidung und Beschuhung unserer Knaben sich zu einer Höhe gesteigert haben, die den Anstaltseltern und dem Komite oftmals zur schwerlastenden Sorge werden will und dem letzteren wider Willen die Frage nahelegt, ob nicht die Kostgelder für Neueintretende noch um etwas zu steigern seien. Möge die helfende Liebe treuer Freunde über der Sorge für Erweiterung unseres Hauses auch diejenige für den täglichen Unterhalt unserer Hausgenossen nicht aus den Augen verlieren!

\*

Im Mittelpunkt des Geschehens stand der Umzug in das neue Heim in Knonau, ein Ereignis, das alle anderen Begebenheiten zurückstehen liess. Nach nahezu dreijähriger Bauzeit waren sämtliche Gebäude fertiggestellt, so dass sie in den Sommerferien bezogen werden konnten. Die Vorbereitungen zu diesem Umzug begannen Monate voraus. Obschon leider viele Gegenstände aus der alten Stiftung in den neuen Häusern nicht mehr verwendet werden können, wurde alles mitgenommen, was als Ersatzmaterial dienen kann. Der Umzugstermin wurde in die Zeit der Sommerferien angesetzt, damit der Schulunterricht keinen Unterbruch erlitt. Die kleineren Buben schickten wir in die Ferien; dadurch wurden die Mitarbeiter für die Umzugsarbeiten frei. Eine Gruppe der grösseren Buben bildete mit ihrer Arbeitskraft eine wertvolle Hilfe. Die Hauptzügeltage waren der 12. und 13. Juli. Zwei heisse, aber prächtig sonnige Sommertage waren uns beschieden, was die Arbeiten wesentlich erleichterte. Die riesigen, gelben Möbelwagen fanden auf dem kleinen Hofplatz vor der alten Stiftung kaum Platz. In emsiger Arbeit wurden Kisten, Körbe und Schachteln in die Wagen verstaut, und bald konnte die Fahrt durchs Knonauer Amt beginnen.

\*

Die Knaben, die mit uns lebten, kamen meist aus ärmlichen Verhältnissen und blieben viele Jahre, fast immer bis zur Konfirmation, bei uns. Das Kostgeld betrug 1929 Fr. 4.- und stieg nach und

nach auf Fr. 7.50. Der Staat leistete einen Beitrag an die Schule und an dringend nötige Renovationsarbeiten. Von Subventionen und IV-Beiträgen wusste man damals noch nichts.

Eine grosse Hilfe durften wir vom Freundeskreis in Altstetten und Schlieren erfahren, aber auch durch Spenden verschiedener Kirchengemeinden. Frauenvereine, so auch der von Schlieren, strickten für unsere Buben Pullover und Strümpfe. Frauen aus dem Dorf und Töchter der Jungen Kirche nahmen sich während des Krieges und auch später den Riesenbergen zerrissener Socken an. Mit besonderer Dankbarkeit gedenke ich der jahrelangen, verständnisvollen, unentgeltlichen medizinischen Betreuung unserer ganzen Heimfamilie durch unseren Hausarzt.

\*

Die Frühlingsfröste zwar und den Hagelschlag im Sommer teilten mit uns die meisten Gemeinden des Limmatthales. Ward durch diese Ereignisse der Ertrag unserer Bäume und Reben beinahe auf Null reduziert, so füllte sich dagegen beim Herannahen des Herbstes die geräumige, gute Scheune mit einem solchen Vorrathe duftigen Futters, schweren Getreides, wertvoller Feldfrüchte und köstlichen Brennmaterials, dass die Nahrungs- und Beheizungsfrage für den kommenden Winter uns nicht allzusehr erschrecken musste. Jedoch die Mittagsstunde des 12. September sollte uns aller dieser schätzbaren Vorräthe beraubten. Aus bisher durchaus unermittelbar Ursache brach im Dachstuhl der Scheune Feuer aus und in wenigen Stunden war die Scheune samt den darin aufgestellten, zum Theil kostspieligen landwirtschaftlichen Maschinen und einem grossen Theile der darin aufbewahrten mancherlei Geräthschaften ein Raub der Flammen geworden.

\*

Wir wissen um die Tatsache, dass der Mensch, um ganz er selber zu werden, noch etwas braucht, das über die Auseinandersetzung mit sich und dem Mitmenschen hinausgeht. Dieses «Etwas» kann für verschiedene Menschen verschiedene Namen tragen und verweist auf die religiöse Dimension des Menschen. Es ist Aufgabe des Mitarbeiters, seine religiöse Dimension soweit in die Arbeit einfließen zu lassen, als sie unseren pädagogischen Bemühungen förderlich ist. Dabei sind Wege und Ausdrucksmöglichkeiten zu suchen, die sowohl für das Kind, als auch für den Mitarbeiter echt sind. Dies braucht viel Fingerspitzengefühl, Offenheit und Toleranz. Missionarische Züge und Bekenntnisse vergewaltigen das Kind.

\*

Der Zweck unserer Institution ist die Erziehung und Schulung von normalbegabten, verhaltensauffälligen Knaben mit Schulschwierigkeiten, welche aufgrund ihrer persönlichen und sozialen Situation, ganzheitliche pädagogische und schulische Hilfe in einem stationären Rahmen benötigen. Das Ziel unserer Arbeit ist die Befähigung des Kindes, sich in den verschiedenen Bereichen unserer Gesellschaft zurechtzufinden, und das Fördern von Voraussetzungen, um sein Leben zunehmend in Eigen- und Mitverantwortung zu gestalten.

**Das Lächeln eines andern Menschen kann den ganzen Tag verändern.**

AUTOR UNBEKANNT